

Worte ...

Zu viele Wörter diese Woche. Korrekturdurchgänge am Bildschirm und auf Papier, bei denen Zehntausende davon in mich hinein und an mir vorbeimarschieren. E-Mails mit Anhängen, Internetartikel, Pressemitteilungen, neue Texteingänge: Aufsätze, Berichte, Leserbriefe. Dann die Tageszeitungen und Monatszeitschriften, die zur Kenntnis genommen werden müssen. Die Steiner-Bände. Die Romanstapel zu Hause neben dem Schreibtisch, auf dem Sofa, auf dem Nachttisch. Notizzettel, Beipackzettel, Einkaufszettel: überall Worte, Worte, Worte.

Dazu die Bekannte, die immer dasselbe erzählt, die Radiosprecherin im Auto, das zweistündige Telefonat mit der Freundin, der Monolog des Mannes im Arbeitskreis.

Eine Flut, ja ein Tsunami von Worten, der sich über mich ergießt, weil nichts worthwhile mehr in mich hineinpasst. Wenn die Welle zu groß wird, kommt der Augenblick, wo mir tatsächlich die Bedeutung der Worte entgleitet, wo die Sprache sich von mir verabschiedet und nur noch kleine schwarze Flecken vor den Augen flimmern oder Blabla auf mich eindringt. Die Wortwelt löst sich ins Wesenlose auf.

Auch wenn ich Übung habe durch langjährige Redaktionsarbeit und sowieso gerne und viel lese, so gibt es für mich (so geht es, schätze ich, vielen Menschen) – je nach Stimmung, Jahreszeit, Gesundheitszustand und Menge des Gelesenen – eine klar spürbare Grenze der Aufnahmefähigkeit. Wir leben ja alle heute in einer Dauerberieselung mit Worten (und Bildern) durch sämtliche Medien, die selbstverständlich Möglichkeit und Pflicht bewirken, an der großen Welt und ihren Geschehnissen teilzuhaben.

Doch inwieweit bin ich wirklich fähig, vom Schreibtisch aus die komplizierten politischen, die konkreten sozialen Vorgänge zwischen Einzelnen und Gruppen in fernen Gegenden durch die Aufnahme von medial vermittelten Worten und Bildern zu beurteilen? Die Abbildung von äußerer Wirklichkeit durch Sprache hat Grenzen. Denn wenn Sprache und Worte nur noch Informationen vermitteln sollen, wenn sie eben bloßes Abbild werden, werden sie sich selbst entfremdet.

Selbstdiagnose: Überforderung entsteht durch einseitige und übermäßige Aufnahme von Sprache als Informationsträger. Die Romanstapel und Lyrikbände sind also nicht das Problem. Sie schützen sich und mich durch die Art, wie sie Sprache verwenden. Aber ihre angemessene Lektüre leidet unter dem Rest.

Ich stehe an einem See. Es ist Frühling und die Wasserfläche ist glänzend dunkelblau und klar. Sie spiegelt den hellblauen Himmel mit den wandernden weißen Wölkchen wider – Ruhe. Wenn ich jetzt das Wort »See« ausspreche, ganz leise, dann gleitet es weich hinüber über die Fläche, es breitet sich aus, in Kreisen, und umfasst bald das ganze große Oval des Gewässers. Langsam klingt es ab, das Wort »See«. – Was für ein wunderbares Wort. Es beginnt mit einem Summen (mehr wie das einer bedächtigen Hummel als das einer emsigen Biene) und das breite »ee« ist wie die Stimmung, die Geste der Fläche selbst, auf der Leben sich ausbreiten kann: der gleitende Schwan und die Stockenten, die zielstrebig von einem Ufer zum anderen paddeln: SEE.

In mir selbst vollzieht sich die Auferstehung des konkreten und lebendigen Wortes. Im unendlichen Schwall des Geredes kommt das Wort in der Besinnung des Sprechens zu sich selbst und auch wieder zurück zu mir, die ich es fast verloren geglaubt hatte. So ein Wort vergisst man nicht, es hinterlässt eine Spur. So kommen Wörter auch in der Dichtung zu sich selbst, wo jedes einzelne Wort in Klang- und Sinnzusammenhang steht. In den Nachrichten und Meldungen wird es benutzt (ich möchte nicht gleich behaupten beschmutzt).

Wir brauchen aber doch beides. Einmal das Wort als Orientierungshilfe in der Welt, wobei es sich selbst durch uns, die wir es ja hervorbringen, selbst betrachten lernt – wie von außen. Das andere Mal als Klang und Hauch des Lebens selbst, als schöpferisches Sein, in dem auch der Mensch zu Hause ist. Manchmal durchdringen sich beide Seiten der Sprache, nämlich wenn ein Inhalt ganz mit Formgefühl gestaltet wurde. Dann fühlt man sich nach dem Lesen belebt, nicht nur belehrt. Dem Autor ist es in einem solchen Fall gelungen, Weltinhalt nicht objektivierend und neutral dazustellen, sondern durch das Medium des Wortwesens hindurch zu erleben und dadurch auch mir erlebbar zu machen. Solch einen Text kann man wieder und wieder lesen.

Die Sprache stellt sich für die sachliche Informationsvermittlung in Wissenschaftsjargon und Journalismus selbstlos zur Verfügung, sie macht sich dort quasi unsichtbar, wird dienend und sie beschwert sich nicht, wenn sie missbraucht wird. Für mich kommt es in diesem Fall darauf an, zu spüren, mit welchem Weltinhalt ich mich innerlich wirklich verbinden kann. Hier wird eine kalte Gier zu Übelkeit führen: wenn ich nicht genug kriegen kann von all dem, was man wissen muss und kann. Ja, man kann sich an Wörtern überfressen, ebenso wie man sich an Nahrung, die an sich unser Leben trägt, überfressen kann.

Für die Wissenschaft und die Nachrichten der Zukunft stelle ich mir eine Transformation in eine Wissenschaftskunst und eine Nachrichtenkunst vor – eine Erziehungskunst gibt es ja schon ...



Zum Artikel *100 Jahre Mysteriendramen und das zeitgenössische Theater* von Rhenus Derbidge in DIE DREI 3/2014

In einer polemisch überspitzten Passage des Artikels heißt es über die Schauspieler der aktuellen Goetheanum-Inszenierung von Rudolf Steiners Mysteriendramen: »Kaum einer der Truppe hat eine Ausbildung im Fach, und wenn, dann ist er in der normalen Schauspielwelt gescheitert ...« Damit gibt der Autor seinen persönlichen Eindruck wieder, den Tatsachen entspricht es sicherlich nicht. Es tut uns Leid, wenn dies nicht ausreichend deutlich geworden ist. *red.*